

# Isoliert oder privilegiert?

Autor(en): **Jakob, Ursina**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **77 (2002)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-107066>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Eine kurze Geschichte des Wohnens im Hochhaus

# Isoliert oder privilegiert?

Die ersten Hochhäuser hierzulande weckten Emotionen: Begeisterung über den Fortschritt und Skepsis gegenüber dem neuen Massstab. Später analysierte man den Zusammenhang von Grosswohnüberbauungen und sozialen Spannungen. Als Gegenmittel wurden Wohnsiedlungen wieder niedriger, kleiner und überschaubarer. Und heute? Hoch zu bauen wird wieder zum Thema und ein wenig auch das Wohnen im Hochhaus.

Text: Ursina Jakob  
Fotos: Ferenc Hamza

«Ein typisches Zeichen unserer Zeit sind die drei Hochhäuser in Basel und die vielen Projekte für andere schweizerische Turmbauten, von denen zwei beispielsweise in Zürich ebenfalls bezogen sind. Es geht mit diesen «Erfindungen», wie es seit jeher mit allem Neuen gegangen ist: «Man» ist dafür oder kämpft leidenschaftlich dagegen.» So schrieb mein Grossonkel Eduard Keller im Mai 1952 im «Tages-Anzeiger». Anlass für ihn, sich bei Bewohnerinnen und Bewohnern dieser neuen Wohngebäude umzuhören. Er liess sich von einer jungen Mutter die Vorzüge ihrer modernen Wohnung mit Deckenheizung und das Fehlen jeglichen Treppenhausklatsches beschreiben. Er sah sich im Erdgeschoss mit den Briefkästen, Gegensprechanlagen und hellen Waschküchen um. Er liess sich von Kindern auf die Dachterrasse begleiten, die ihn rest-

los begeisterte: «Kinderwagen, Trottinets und anderes Spielzeug wurden mitgenommen. Oben, mit wunderbarem Rundblick über die Umgebung Basels (...) ist herrliche Luft. Eine Dusche ist vorhanden, Liegestühle stehen bereit. Und die Kinder können sich nach Herzenslust bei Sonne und Schatten ungefährdet tummeln.» Mein Grossonkel liess sich von der Begeisterung der BewohnerInnen offensichtlich anstecken. Obwohl er auch die möglichen Nachteile von Grosswohnanlagen bedachte.

## FORTSCHRITT ODER FLUCH?

Eher solche hatte ich im Blick, als ich vor Jahren einen Artikel in einer Berner Tageszeitung zu Hochhäusern veröffentlichte und darin die Aspekte der schieren Grösse und der Gelüste mancher Architekten nach Monumentalität ►

anführte. Bald darauf erhielt ich einen Leserinnenbrief. Die Verfasserin schrieb mir, sie fände es «deplatziert und unqualifiziert, dass Sie in Ihrem Artikel eine solche Gemeinschaft schlicht als «Wohnmaschine» bezeichnen. Haben Sie bedacht, was Sie mit dieser Wortwahl ausdrücken? Man lebt wie in einem Programm, nach vorbestimmten Abläufen. (...) Eine Maschine ist seelenlos. Soll Ihr Ausdruck bedeuten, dass fast hundert Familien ohne Empfindungen, Rücksichten seelenlos aneinander vorbeileben?».

Ein weitreichendes Missverständnis. Mit «Wohnmaschine» hatte ich gewiss nicht die Menschen im Hochhaus gemeint. Ich dachte dabei vielmehr an Le Corbusier, der diesen Begriff geprägt hatte. In seinem zeitbedingten Fortschrittsglauben stand die «Wohnmaschine» für die Garantie von Komfort und Wohlstand für alle. Und ich dachte an die Übersteigerung dieser Auffassung, wie sie zum Beispiel noch Anfang der 80er-Jahre in Rom in die Tat umgesetzt wurde. Der Architekt Mario Fiorentino errichtete dort einen Superblock von exakt einem Kilometer Länge. Nach seiner Motivation gefragt, sagte er sinngemäss: Ich wollte das längste Wohngebäude der Welt errichten. Schon bald nach der Fertigstellung nahmen die Probleme rapide zu, die Überbauung verwahrloste zusehends.

#### AKZENT IN DER STADTLANDSCHAFT

Es gab andere, einleuchtendere Beweggründe für das Hochhaus. So legte zum Beispiel eine Arbeitsgruppe von Planern in den 60er-Jahren dar, wie sehr sich die gebaute Umwelt verändert hatte. Markante Stadtsilhouetten wie die mittelalterlichen mit ihren dominierenden Burgen oder zentralen Domen wurden verdrängt von Fabrikanlagen, Rangierfeldern und ausufernden Wohngebieten für die wachsende Industriegesellschaft. Die Stadt wurde monoton und formlos, die Landschaft bedrohlich zubetoniert. Mit hohen Bauten wollten sie dieser Entwicklung etwas entgegensetzen: «Im Gegensatz zur immer noch weit verbreiteten Auffassung, wonach das Hochhaus nicht tragbar sei, sofern es sich im Stadt- oder Landschaftsbild stark bemerkbar mache, dient das Hochhaus im vorliegenden Projekt in voller Absicht der Krönung der markantesten Geländepunkte. Landschaftsschutz in positivem Sinne verstehen wir nicht als ein verschämtes Verstecken der Baumassen im Gelände, wobei schliesslich die Vielzahl der Objekte zum eigentlichen Verlust der Landschaft führt, sondern das aktive Übersteigern der landschaftlichen Formen, das Herausmodellieren ihrer besonderen Reize mittels der Bebauung.»

Für Bern zum Beispiel hatte man genaue Vorstellungen davon, an welchen Stellen im Stadtbild sich Hochhäuser gut machen würden. Sicher nicht im Altstadtbereich und auch nicht an den Abhängen über der Aare, wo sie mit der Stadtsilhouette und dem Alpenkranz in Konkurrenz geraten würden. Aber auf ei-

nem Hügel südwestlich des Zentrums gab es Mitte der 50er-Jahre schon ein Projekt mit fünf Türmen, die sogar die nahe Friedenskirche überragen sollten. Dagegen regte sich Widerstand, mit «nahezu 400 Unterschriften volljähriger Männer und Frauen», wie die Zeitung «Der Bund» in ihrer Sonntagsausgabe vom 30. Mai 1954 berichtete.

#### UNGEWÖHNLICHE GRUNDRISSSE

1957 erstellte dann die Baugenossenschaft Wyler, gegründet zur «Erstellung billiger Wohnungen», das erste Wohnhochhaus in Bern. Neben dem Aussenraum galt die Sorgfalt der Planenden der Orientierung und Besonnung der Wohnungen. Eine Besonderheit war die Nutzung des Attikageschosses: dort befanden sich die Waschküchen und Wäschetrocknerplätze – und nicht, wie sonst üblich, Wohnungen der Luxusklasse.

Die freie Aussicht, eine der besonderen Qualitäten von Hochhauswohnungen, ist nicht bloss ein Vermietungsargument, sondern entspricht einem Bedürfnis vieler. So erkundigten sich Jacqueline Häberli und ihre Schwester bald nach Fertigstellung dreier weiterer Hochhäuser in Bern nach einer freien Wohnung. Die berufstätigen Krankenschwestern hatten bislang in spitaleigenen Angestelltenzimmern gewohnt und suchten nun ihr erstes «eigenes Logis». Im Hochhaus zu wohnen, reizte sie. Jacqueline Häberli lebt, nun allein, seit 35 Jahren da. Sie findet ihre Wohnsituation noch heute so attraktiv wie damals. Das ist ihrem Gesicht abzulesen, während sie mich durch die Wohnung führt. Der Grundriss der Zweieinhalbzimmerwohnung ist in der Tat ungewöhnlich. Das beginnt schon auf dem Liftvorplatz im 7. Stock. Die Erschliessung zu den vier Wohnungen wirkt geräumig. Durch eine Glastür, die zur Fluchttreppe führt, kommt viel Tageslicht. Vom offenen, nur durch eine eingebaute Garderobe abgetrennten Entrée sieht man in den Wohnraum, an dessen Längsseite der lange, schmale Balkon mit Blick Richtung Alpen liegt.

Auf der gegenüberliegenden Seite reihen sich ein geräumiges Schlafzimmer, ein Bad und die kleine Küche aneinander. Während Badezimmer aus dieser Epoche sonst selten Tageslicht haben, ist das Fenster über dem Spülbecken in der Blockwohnung noch rarer. Hier gibt es beides. Von hier geht der Blick über den angrenzenden Wald. «Früher sahen wir bis zum Chasseral», erzählt Jacqueline Häberli. «Der Wald» ist denn auch die spontane Antwort auf meine Frage, was ihr am Hochhaus am besten gefalle. Von der Küche aus kann sie den Mäusebussard beobachten, der sich auf die höchste Föhre zu setzen pflegt. Täglich macht sie seit ihrer Pensionierung ausgedehnte Spaziergänge. Früher streifte sie mit Schwester, Freundinnen, Hund und einer Videokamera durch die vielen Wege und das Unterholz, wusste, wo man Rehe mit ihren Jungen beobachten konnte und wo sich Grün- und Schwarzspecht aufhielten. Und wenn

Nichten mit ihren Kindern auf Besuch kamen, zog man aus zum Hüttenbauen und Feuer-machen.

#### ZUSAMMENLEBEN – AUCH IM HOCHHAUS

Und die Nachbarschaft? Lebt man nicht isoliert und aneinander vorbei in einem derart grossen Gebäude, das man immer nur via Lift betritt und verlässt? Jacqueline Häberli lacht: «Das kennen wir nicht. Man muss halt etwas tun dafür. Wenn ich zum Beispiel jemand Neues im Lift gesehen habe, habe ich mich erkundigt, wer sie oder er sei und mich vorgestellt. Das wirkte ansteckend.» Wann immer sich die Möglichkeit ergab, entfalteten die Schwestern ihre nachbarschaftsstiftenden Aktivitäten. Sie luden zum Sommer-Brunch und zum Herbst-Grillfest unten in den Grünanlagen, entwarfen eine Einladung fürs Anschlagbrett in der Eingangshalle und Listen, auf denen sich Interessierte eintragen konnten. Mitbewohnerinnen anboten sich, für die gemeinsamen Essen im Freien Zöpfe zu backen oder die Dekoration zu besorgen und meldeten, wie viele Tische und Stühle sie beisteuern konnten. Tätige Unterstützung steuerte jeweils auch der Hauswart bei. Jacqueline und ihre Schwester koordinierten und besorgten den Einkauf. Jeweils etwa 35 Leute seien da zusammengekommen.

Und das alles, ohne dass in dieser Überbauung mit insgesamt 90 Wohnungen irgendwelche Gemeinschaftseinrichtungen vorhanden sind. Die Waschküchen und die winzigen Keller liegen traditionell unter der Erde. Wer ungesehen kommen und gehen will, benutzt Tiefgarage und Lift.

#### GHETTObILDUNG VORBEUGEN

Ganz anders im Tscharnergut. Für die erste Satellitenstadt Berns aus den frühen 60er-Jahren hatten sich Planer und Stadtbehörden einiges einfallen lassen, um der Ghetto-bildung vorzubeugen. Läden und Poststelle zentral und zu Fuss erreichbar; Dorfplatz mit Brunnen und Glockenturm; Restaurant mit Café und Mehrzwecksaal; Tagesheim, Kindergärten, Schule, Sport- und Spielplätze, Bibliothek und Freizeitzentrum. Zudem sind im einen der 20-stöckigen Hochhäuser Invalidenwohnungen, ein Invalidenheim sowie Zimmer für Studierende mit Gemeinschaftsküche untergebracht.

Dass allerdings weitläufige Grünanlagen, die immer wieder als vorteilhaftes Nebenprodukt von Hochhäusern hervorgehoben werden, besonders bewohnerfreundlich seien, war ein Trugschluss. Sie bieten zu wenig Verstecke und geborgene Plätze, sind aus Unterhaltungsgründen höchstens von stachligem Abstandsgrün begrenzt statt durch lebendige Hecken und Baumgruppen oder gar durch einen Wasserlauf gegliedert und hinterlassen bald einen verlassen Eindruck. Die Kinder jedenfalls würden «lieber die Hausecken abrunden», wie sich ein Tscharnergut-Hauswart gegenüber Journalisten ausdrückte.

## RÜCKZUG INS PRIVATE

Unter anderem derartige Erkenntnisse führten in den letzten zwanzig Jahren weg von Hochhausbebauungen. Der umbaute Hof erlebte eine Renaissance. Man entdeckte wieder den Wert von Zugangsbereichen, Plätzen und Höfen zwischen den Baublöcken als Begegnungs- und Spielflächen, gerade auch in genossenschaftlichen Neubauprojekten. Aber auch diese Entwicklung gehört bereits wieder der Vergangenheit an. Heute dreht sich die Diskussion vermehrt um das Bildhafte. Turmbauten täten dem Stadtbild nur gut, wird in Architektenkreisen gefordert. Im Wohnungsbau stehen die raffinierte Fassade und die akzentuierte Beziehung von Baukörpern zueinander im Vordergrund. Der Aussenraum wird als Kommunikationsraum vernachlässigt.

Dafür gilt das Augenmerk vermehrt den «Innenqualitäten» von Wohnungen. Etwa dem grosszügigen Grundriss, der einblicksfreien Loggia und der unverstellten Fernsicht. Das korrespondiert deutlich mit dem nach wie vor anhaltenden gesellschaftlichen Trend zur Individualisierung, zum Rückzug in die privaten vier Wände – als Gegenpol zur hektischen Eventkultur. Gut vorstellbar deshalb, dass die Nachfrage nach Hochhauswohnungen sogar grösser ist als je zuvor. Und dass Wohnen im Hochhaus nichts für Kinder sei, gehört wohl endgültig zu den belächelten Einwänden der Stadtsoziologie der 70er-Jahre. Themen wie Nachbarschaft, Begegnungsmöglichkeiten und Kinderfreundlichkeit haben nicht gerade Konjunktur. Mein Grossonkel müsste sich die Dachterrasse vermutlich am Feierabend von smarten Dinks zeigen lassen, wo ihm dafür vielleicht ein Cüpli angeboten würde.

wohnenextra



## WUNSCHTRAUM ERFÜLLT

**Tertia Hager wohnt im 28. Stock eines der Zürcher Hardau-Hochhäuser. Die vier Türme ragen bis 92 Meter in den Himmel und sind damit die höchsten Wohnbauten der Schweiz.**

«Die Aussicht von hier oben ist einfach grossartig. Egal, ob frühmorgens oder beim Eindunkeln, der Blick über die Dächer der Stadt, zum See und in die Berge fasziniert immer wieder. Für mich war es immer ein Wunschtraum, in einer Wohnung mit Sicht auf die Alpen zu leben. Da gibt es in Zürich nicht so viele Möglichkeiten und vor allem keine günstigen. So kam ich auf die Idee, in ein Hochhaus zu ziehen. Dass gerade im obersten Stock eine Wohnung frei wurde, war natürlich Glück.

Die Hardau-Siedlung gehört der Stadt. Es gibt etliche Bewohner, die seit der Erstellung (1976) hier wohnen. Das bedeutet, dass hier ziemlich viele ältere und alte Leu-

te wohnen. Der Familienanteil ist nicht sehr hoch, weil es vor allem 2 1/2- und 1 1/2-Zimmer-Wohnungen gibt. Die sind dafür schön gross. Anonymer als anderswo empfinde ich das Leben hier nicht. Bewohner, die schon lange hier wohnen, pflegen teilweise nachbarschaftliche Kontakte. Und auch hier gibt es Mitbewohner, die alles besser wissen und einen mittels Briefchen darauf hinweisen, dass man sich gefälligst an die Waschküchenordnung zu halten habe.

Zurzeit wird die Umgebung neu gestaltet. Die Hauseingänge sind nicht gerade freundlich, und auch die Treppenhäuser ohne Fenster strahlen eher Spital- oder Schulhausatmosphäre aus. Was ich mir wünschte, wäre ein Portier. Platz ist vorhanden, und es wäre gleichzeitig ein Beitrag zur Sicherheit. Und natürlich wäre das Hochhaus-Ambiente mit einem Portier noch schöner.»

(r)